

Dialektik der Gestaltung

Erstveröffentlichung als Zwischenbericht 2 der Arbeitsgruppe Freizeit WS 1970/71, Universität Stuttgart, Institut für Umweltplanung Ulm. Dieser Abdruck beschränkt sich auf die für das Thema Produktsprache besonders relevanten Abschnitte 1 bis 5.

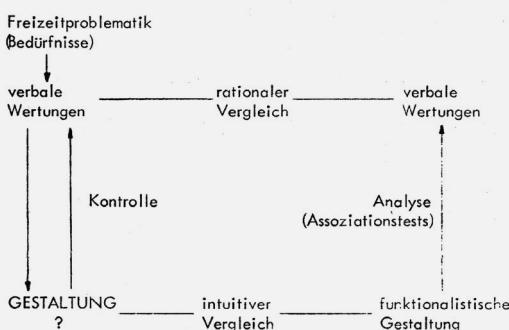
1. EINLEITUNG

Zur Vorgehensweise

Es war unsere Absicht, eine explizite Wertkonzeption an den Anfang jeder Planung zu stellen. Dies ist freilich nur sinnvoll, wenn die Ergebnisse der Planung den vorangestellten Werten auch tatsächlich entsprechen. Im Hinblick auf Gestaltung beruht diese Absicht daher auf der Gültigkeit folgender Hypothese: Jeder ästhetische Zustand repräsentiert – bewusst oder unbewusst – symbolisch artikulierbare Bedeutungen; die ästhetische Wertung ist nicht nur formal zu definieren, sie umfasst unser gesamtes Wertverhalten. Zunächst geht es um das Ziel dieser Vorgehensweise: Gelingt es, das symbolische Bedeutungsfeld einer Form explizit (d. h. verbal) darzustellen, so werden dahinterliegende Wertungen greifbar: Gestaltung wird über ihre technische Funktion hinaus rational legitimierbar. ①

Zur Bedeutung der Psychologie

»Entgegen allen verkürzten funktionalistischen Auffassungen von Architektur ist diese niemals gestaltneutral. Sie ist immer sichtbarer Symbolisierungsprozess.«² Gestaltung, die die Bedeutung der Symbolik weder verleugnet noch unterschätzt, muss versuchen, sie methodisch zu erfassen, sie mithilfe tiefenpsychologischer Verfahren verbal zu umschreiben. Doch gegenwärtig zählen Architektur und Design noch zu den psychologischen Entwicklungsgebieten. Obwohl »der technische Fortschritt eine allgemeine Verlagerung der Aufgaben und Probleme von einem mehr physischen auf einen mehr psychischen Charakter bewirkt«³, gelangen psychologische Fragestellungen nach wie vor nur selten ins Bewusstsein der Gestalter. Der



Bedürfnisbegriff beispielsweise wurde in der Vergangenheit nahezu ausschließlich auf seine materielle Komponente reduziert. Aber »physische Bedürfnisse sind keine Bedürfnisse mehr, wenn sie permanent befriedigt werden«⁴. In diesem Fall wird eine neue Schicht in unserer Bedürfnishierarchie freigelegt: psychische Bedürfnisse. Da unser Wirtschaftssystem jedoch unter zunehmendem Konsumzwang steht, müssen auch diese psychischen Bedürfnisse in den Konsum hineingezwungen werden. Nur so wird ihnen die stellvertretende Befriedigung gestattet. Die Verleugnung psychischer Bedürfnisse, beziehungsweise die Vernachlässigung psychischer Befriedigungsmöglichkeiten, wird dabei zum Instrument der Konsumsteigerung. Der Verdacht liegt daher nahe: Unser vordergründig materielles Bedürfnisbewusstsein ist zugleich veraltet und ideologisch fixiert.

Zur Absicht

Vor dem Hintergrund der Gestaltungspraxis stellt sich die Aufgabe, aus übertragbaren psychologischen Forschungsergebnissen verständliche Entscheidungshilfen abzuleiten und zu belegen. Aber selbst in den Fällen, in denen Psychologie bzw. Psychoanalyse nicht auf Voreingenommenheit und Abwehr stößt, gelingt es nur selten, den Graben zwischen Theorie und Anwendungsfall zu überbrücken. Das liegt einmal daran, »dass jede Theorie so verallgemeinern muss, dass sie alle diesbezüglichen Phänomene umfasst und dadurch selten speziell genug ist, um der Einzigartigkeit praktischer Entscheidungen gerecht zu werden«⁵. Zum anderen wurden vor allem die tiefenpsychologischen Methoden in der Absicht entwickelt, dramatische Spalten des psychischen Geschehens aufzudecken und verbal zu beeinflussen. Umweltgestaltung vollzieht sich dagegen in einem anderen Bezugsrahmen; sie ist darauf verwiesen, selbst molekulare Elemente der psychischen Beeinflussung aufzugreifen; ihr Medium ist das Symbol. Viele unbedeutende Wirkkomponenten müssen dabei zu einem einheitlichen Gefüge zusammengesetzt werden. Zur Behandlung von Zwangsideen oder hysterischen Symptome liefert die Psychoanalyse nützliche Hinweise, zur Gestaltung einer Wohnung oder eines Fensters gibt es keine entsprechenden Orientierungsdaten. Bisher bestand dazu auch kein Bedürfnis. Dieser Zustand muss jedoch in dem Augenblick als Unbehagen empfunden werden, in dem sich – am Beispiel der Trabantenstädte – gezeigt hat, dass die Addition funktionalistischer Produkte zum Trauma werden kann.

Die humane Umwelt?

Die psychische, insbesondere die emotionale Komponente der Gestaltung konnte von der funktionalistischen Theorie verleugnet werden, ihre Wirksamkeit blieb bestehen. Die Verleugnung des Symbolisierungsprozesses hatte vor allem eine Wirkung: Er wurde der Planung entzogen. Pathogene Erscheinungen – ein Ergebnis der Verdrängung – blieben nicht aus. Die »Unwirtlichkeit unserer Städte« (A. Mitscherlich) ist eine aus dem funktionalistischen Verständnis heraus notwendige »Fehlplanung«, sie resultiert aus der Verdrängung psychischer Bedürfnisse. Fest steht: Gestaltung, die auch weiterhin an elementaren psychischen Bedürfnissen vorbeizieht, gefährdet unsere Gesundheit. In der Größenordnung einer Trabantenstadt ist die psychische Relevanz der Gestaltung inzwischen nicht mehr abzustreiten, sie ist jedoch die Summe unzähliger Einzelentscheidungen. Es gilt daher, auch die psychische Bedeutung gestalterischer Detailentscheidungen transparent zu machen, Steuerungskriterien zu entwickeln. Mag die Bedeutung der jeweiligen Maßnahme frustrierend gering sein, aber wie, außer durch mühsames »Punkte-

sammeln«, können traumatische Auswirkungen der Umweltgestalt verhindert werden? Ganz zu schweigen von einem alten Traum: von der humanen Umwelt. Ist die Illusion von einer isolierten ›Designrevolution‹ längst begraben, so gilt es heute die Ausgangsstellung zu halten, denn jede übermäßig versagende Umwelt zerschlägt unseren psychischen Rückhalt; ohne ausreichende emotionale Umweltverankerung verlieren wir die dynamische Grundlage zur aktiven Veränderung von Umweltbedingungen. Ziel sind »jene stabilen Objektbesetzungen, die als Voraussetzung für die urteilsfähige Auseinandersetzung mit der Gesellschaft angesehen werden müssen«. (A. Mitscherlich)

2. WAHRNEHMUNG

Die ästhetische Wertung

Jede ästhetische Wertung besteht aus zwei Komponenten; beide sind miteinander verflochten. Einmal wird das ästhetische Urteil von Lustprämiens bestimmt, wie sie beispielsweise über Farbharmonien und Prägnanzphänomene eingebracht werden, zum anderen ist die ästhetische Wertung durchdrungen von Symbolbedeutungen. Wenn in der ästhetischen Wertung mehr gesehen werden muss als Symbolresonanz, so bezieht sich das auf eine Art Organlust des visuellen Systems. Sie entstammt der Konstitution des Wahrnehmungsapparates. S. Freud, der sich eingehend mit ästhetischen Fragen beschäftigt hat, schreibt: »etwas Vergnügen wird aus den rein formalen Beziehungen geschöpft, die als Vorlust und Verkleidung für primäre (symbolisch vermittelte) Befriedigungen dienen.«⁶ Während die formalen Bedingungen der ästhetischen Qualität empirisch erfasst und auf generelle Bedürfnisse zurückgeführt werden können, müssen wir Symbolinhalte im Einzelfall aufdecken. Beide Schichten der Problematik werden deshalb im Folgenden durch einen zweifachen Gedankenansatz auseinandergehalten: Die visuellen Bedürfnisse werden in diesem Kapitel vor dem Hintergrund wahrnehmungspsychologischer Untersuchungsergebnisse betrachtet, während das Wesen der Symbolbildung in **4. SYMBOLE** aus psychoanalytischer Sicht skizziert werden soll.

Zur Theorie der Wahrnehmung

Im Forschungsbereich der Wahrnehmung gibt es zurzeit lediglich eine Reihe von Partialtheorien, die jeweils einzelnen Teilbereichen angepasst sind. Ihre Resultate schließen sich daher nur zum geringsten Teil gegenseitig aus. Aus diesem Grund erscheint es gerechtfertigt, einige wesentliche Sätze aus den verschiedenen Theorien ohne besondere Erklärung nebeneinanderzustellen; vor allem auch deshalb, weil der Kernpunkt der nachfolgenden Überlegungen nicht die Wahrnehmungstheorie als solche ist, sondern der Versuch, einige zentrale Bedürfnisse daraus abzuleiten.

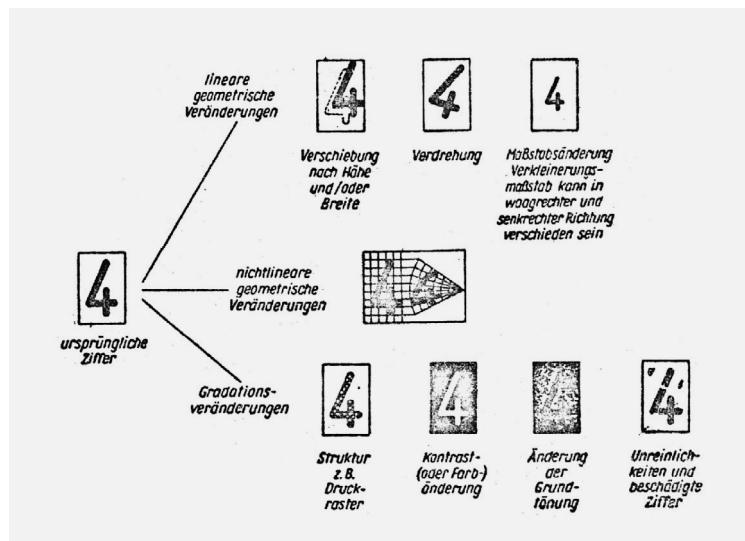
1. »Die empiristische Position der Wahrnehmungstheorie beruht auf der grundlegenden Annahme, dass Wahrnehmung aktiv und nicht bloß passiv funktioniert. Das Für-wahr-Nehmen wird als ein Erwarten aufgefasst, d. h. als ein Annehmen und Vorwegnehmen der Ergebnisse eines Handelns, das sich von dem im Wahrnehmungsakt erzeugten Bild der Welt leiten lässt. Der wahrgenommenen Entfernung eines Gegenstandes entspricht damit – implizit – eine Aussage über die Chance, ihn mit der Hand oder mit einem einstündigen Fußmarsch zu erreichen.«⁷

2. In der Freud'schen Beschreibung des Projektionsmechanismus wird anschaulich gezeigt, wie Individuen ihre unbewussten Gedanken und Gefühle nach außen projizieren, um sie dann als Objekteigenschaften 'wahrzunehmen'.
3. »Die Motivationstheorie der Wahrnehmung fußt auf der Annahme, dass das Bild der Umwelt jeweils vom Bedarf und vom Bedürfnis des Wahrnehmenden her akzentuiert wird.«⁷
4. In der Gestaltpsychologie führte beispielsweise die Ablehnung der Konstanzannahme zu einem ähnlichen Resultat: »zwischen Reizen und Empfindung besteht keine eindeutige und konstante Beziehung, denn jede Wahrnehmung ist in den Gesamtzustand unseres Erlebens eingebettet.«⁸
5. Die Herbart'sche Psychologie postuliert, dass alle wahrgenommenen Eindrücke von der Gesamtheit des vorhandenen Wissens – der Apperzeptionsmasse – abhängen.
6. In einem kybernetischen Ansatz fasst G. Klaus Wahrnehmung auf als »Grundform psychischer Erlebnisse, die bestimmte Seiten der objektiven Realität mithilfe der dem Organismus zur Verfügung stehenden Codierungsmöglichkeiten abbildet.«⁹ Wahrnehmung wird dabei als Synthese von Empfindungen verstanden, was bedeutet, dass Wahrnehmung mehr ist als die Summe einzelner Reize oder Empfindungen.

Zwei Teilprozesse werden im Wahrnehmungsvorgang unterschieden:

- a) die Perzeption: Aufnahme der Reize/Umwandlung in Empfindungen und
- b) die Apperzeption: »Übergang von der Empfindung zur Wahrnehmung«⁹.

Die Wahrnehmung ist dabei ebenso abhängig von dem gespeicherten Wissen über den betreffenden Gegenstand wie von den vom Menschen erarbeiteten allgemeinen Gestaltkriterien. Gestalt wird hier als Invariante gekennzeichnet, zu der »nicht nur eine Menge von Elementen gehört, sondern auch eine Struktur dieser Elemente«⁹. ②



Damit ist die Ausgangslage gekennzeichnet: Der gesamte psychische Apparat – also auch das Denken – muss ins Feld des Wahrnehmungsgeschehens einbezogen werden. Die Modellvorstellung, die im Feldbegriff enthalten ist, verdeutlicht dies: die Verschränkung aller psychischer Instanzen mit der visuellen Reizrezeption. Denn wie im elektromagnetischen Feld jeder Teilvorgang von jedem anderen Vorgang innerhalb des gleichen Feldes abhängt, so bestimmt sich auch jeder Teilprozess im Nervensystem von der Gesamtheit der mit ihm verbundenen Vorgänge her.

Das Bedürfnis nach Ordnung

Quantifizierende Ergebnisse der Wahrnehmungspsychologie unterstreichen vor allem die selektive Funktion der Wahrnehmung: aus einer Flut von Reizen wird allein der lebenswichtige Teil ausgewählt: »von 1.000.000.000 bit Außenweltinformation pro Sekunde, die die menschlichen Rezeptoren erreichen, gelangen nur 10 bis 16 bit/s in unser Bewusstsein.«⁹ Daran lässt sich abschätzen, welche ungeheure Strukturierungsleistung erforderlich ist, um allein diejenigen Daten auszusondern, die wir zur Orientierung in der Umwelt unbedingt benötigen. Diese Informationsflut zu ordnen ist daher die erste Aufgabe der Wahrnehmung. (Tiefenpsychologisch steckt hinter dem Bedürfnis nach Ordnung das Bedürfnis nach Sicherheit.) Das sogenannte »Gesetz der Wahrnehmung«, das im Anschluss an experimentelle Untersuchungen aufgestellt wurde, besagt: »Jede Reizkonfiguration neigt dazu, so gesehen zu werden, dass die sich ergebende Struktur die einfachste ist, die unter den gegebenen Umständen möglich ist.«¹⁰

DAZU EINIGE BEISPIELE:

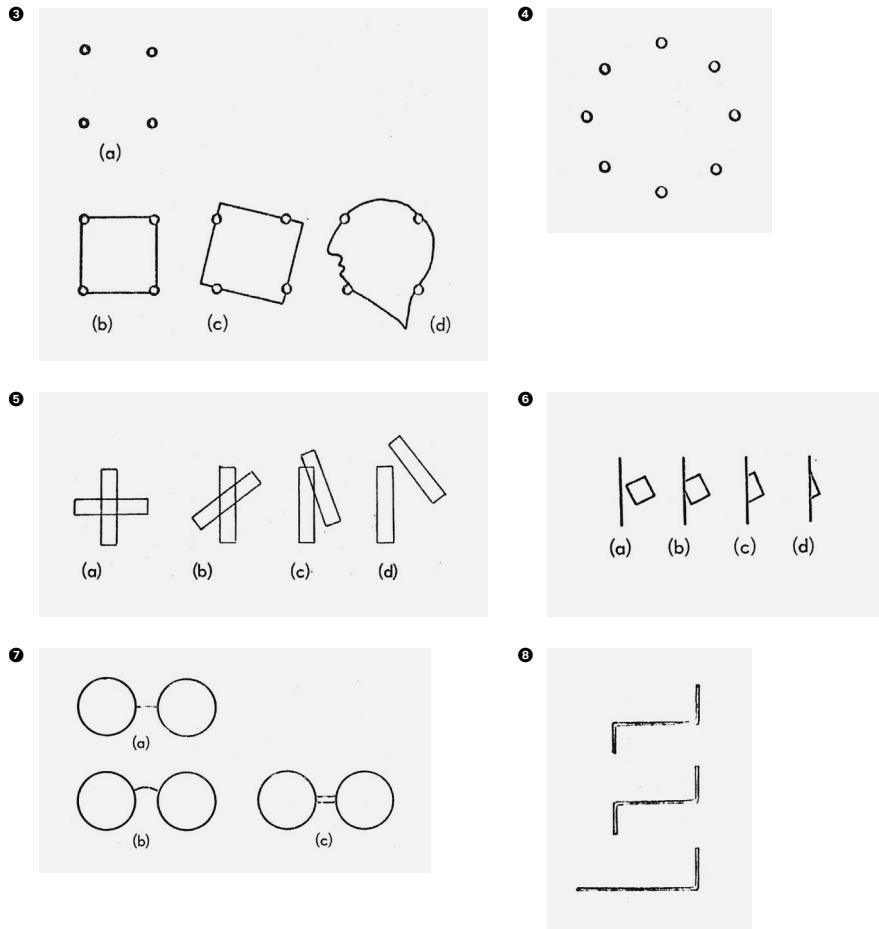
1. Werden vier Punkte in der Anordnung Abb. 3a hinreichend kurz dargeboten, so wird mit hoher Wahrscheinlichkeit eine Figur wahrgenommen, die der Abb. 3b entspricht – nicht 3c oder 3d. ☀ Geometrisch am einfachsten wäre ein Kreis, der die vier Punkte der Abb. 3 verbindet. Dieser wird jedoch erst dann gesehen, wenn der Reiz die Form der Abb. 4 annimmt. ☀ Das Wahrnehmungsergebnis wird also wechselseitig von der Struktur des (objektiven) Reizes und dem Streben nach Einfachheit beeinflusst.
2. Ob eine Figur mehr als Ganzes oder als Zusammenfügung von Teilen gesehen wird, hängt ab von der Einfachheit der Teile. Die Einzelteile sondern sich umso klarer als Elemente heraus, je einfacher sie sind relativ zum Ganzen. Abb. 5a als Ganzes zu sehen, liegt deshalb nahe, weil dies mit dem höchsten Ordnungsgewinn verbunden ist. Bei der Figur Abb. 5c dagegen wird die höchste Ordnung nur dann erzielt, wenn sie nicht als Ganzes, sondern als Zusammensetzung zweier Rechtecke aufgefasst wird. ☀
3. Eine Figur erscheint einfach, wenn sie den Erwartungen des Beobachters entspricht: Das Zeichen 6d erhält z. B. nur dann einen Sinn, wenn es nicht isoliert, sondern als letztes Glied der Folge 6 abcd gesehen wird. ☀
4. P.R. Hofstätter konnte zeigen, dass Versuchspersonen, die darauf vorbereitet wurden, eine Brille wahrzunehmen, in der Regel den kurz dargebotenen Reiz Abb. 7a in der Form von Abb. 7b wiedergaben. Dagegen kamen Versuchspersonen, die eine Hantel erwarteten, mit großer Wahrscheinlichkeit zum Ergebnis 7c. ☀

5. Auch Abb. 8 macht deutlich, wie sehr die Wahrnehmung vom Ordnungsgewinn durch vorhandenes Wissen abhängt. (Wird Abb. 8 um 90° gedreht, so lässt sich das E weniger leicht identifizieren als in der Normallage.) ❸

Den Beispielen Abb. 6 bis Abb. 8 ist eines gemeinsam: Die Wahrnehmung wird jeweils von Erwartungen bzw. von Erfahrungen strukturiert. Solche Erwartungen und Erfahrungen sind jedoch wiederum bestimmt durch Triebe, Bedürfnisse, Wünsche und Werthaltungen, aber auch durch die in der jeweiligen Situation erlebten Chancen und Verbote sowie durch den Einfluss der Abwehrmechanismen. Damit wird deutlich, dass unsere Wahrnehmung sowohl von der Persönlichkeitsstruktur als auch von den gesellschaftlichen Einflüssen abhängig ist. Das Individuum folgt dabei dem Schema, perzipierte Reize mit möglichst hohem Ordnungsgewinn in die Gesamtheit der verfügbaren – bzw. motivierenden – Daten einzurordnen.

Zur Dialektik von Bedürfnissen

Es war ein gutes Argument des Funktionalismus, durch Gestaltreinheit das Wahrnehmungsgebot der Umwelt vorzuordnen. Doch übersättigte Bedürfnisse verkehren ihr Ziel ins Gegenteil. Wie jedes Bedürfnis, so muss auch das Bedürfnis nach Ordnung im dialektischen Spannungsfeld von Mangel und Übersättigung gesehen



werden, denn es gehört zur Eigenart von Bedürfnissen, ein Befriedigungs optimum anzustreben. Im Sonderfall der visuellen Wahrnehmung heißt das: Wird unser Bedürfnis nach einer geordneten Umwelt permanent übersättigt – und das scheint in den Trabantenstädten der Fall zu sein – so verlangt nach kurzer Zeit die entgegengesetzte Tendenz nach Befriedigung: das Bedürfnis nach geistig-kognitiver Aktivität bzw. Neugier. Wo die vorgegebene Ordnung zur Monotonie wird, kann das menschliche Verhaltensmuster ›Ordnungen zu entdecken‹ selbst zu Bedürfnis werden. Diese Form der kognitiven Aktivität, die keinem anderen Bedürfnis mehr untergeordnet ist, beruht auf der in sich selbst begründeten Funktionslust des visuellen Systems. Ihr Ziel sind komplexe, gute Figuren, d. h. Figuren mit einer erhöhten Anzahl möglicher Ordnungsrelationen.

Das Bedürfnis nach geistig-kognitiver Aktivität

Experimentelle Untersuchungen beweisen den vermuteten Sachverhalt: Neugier muss inzwischen als selbstständiges Bedürfnis auch im visuellen Bereich anerkannt werden. R. Berlyne stellte zum Beispiel fest, dass komplexe Figuren eher geeignet sind, die Aufmerksamkeit der Versuchspersonen zu fesseln, als einfache Figuren.¹¹ ◉

Ähnliche Versuche mit Kindern führten zum gleichen Resultat: »Franz fand heraus, dass Babys viel länger auf Schachbrett muster guckten als auf einfache, einfarbige Quadrate der gleichen Größe.«¹² Wichtig ist: Durch komplexe, d. h. durch informationsreiche Umweltstrukturen werden Denkprozesse stimuliert; Auswirkungen der Umweltkomplexität reichen dabei bis hin zu hirnphysiologischen Veränderungen. »Krech, Rosenzweig und Bennett wählten drei Gruppen von Ratten aus und setzten jede in eine zur anderen kontrastierende Umgebung: in eine visuell bereicherte, eine visuell karge und eine ›normale‹ Situation. Diese drei Umgebungen unterschieden sich nur in dem Maß des zur Verfügung stehenden Wahrnehmungsangebots. Die Ratten in der bereicherten Umgebung machten im Gegensatz zu den anderen Gruppen Fortschritte, und zwar im Gewicht des Gehirns und der Mitteilungsfähigkeit, in der Lösung von Aufgaben und im Lernen.«¹²

Umgekehrt führt Reizentzug zur verminderten Denkleistung: »Experimente an der McGill University zeigten einen signifikanten Leistungsabfall in der Bewältigung verschiedener Denkaufgaben, unmittelbar nachdem die Versuchspersonen aus einer sinnlich eingeschränkten Umgebung kamen.«¹² Wenn in der Wahrnehmungspsychologie allgemein festgestellt wird, dass der Mensch (in bestimmten Grenzen) komplexere visuelle Figuren den einfachen Aussagen vorzieht,¹² so wird damit das Bedürfnis aller Organe nach einem gewissen Maß an Aktivität angesprochen, eine grundlegende Disposition zu problemsuchendem Verhalten. Es gibt Neugier, die keinem bestimmten Ziel untergeordnet ist, sondern ihren Zweck in sich alleine hat. »Neugier und Verschiedenheit erzeugen Genuss aus sich selbst heraus, da ein gesundes Verhalten seiner Natur nach forschend, wechselnd, erlebnissuchend ist, fordert es eine Umgebung, in der die Entwicklung und das Training seiner Fähigkeiten möglich ist und gefördert wird.«¹² Hevelka konnte Neugier als Bedürfnis des visuell-geistigen Gefüges bereits bei Ratten nachweisen: Er zeigte, dass »eine Ratte, der man einen kurzen, direkten Weg zum Futter und einen längeren, variablen und indirekten Weg, auf dem sie ihr Futter suchen muss, anbietet, sehr häufig den schwierigeren, interessanteren Weg wählt«.¹³

»Die Beobachtungen, dass Menschen und Tiere, auch wenn sie satt, sexuell befriedigt, nicht durstig sind, sich noch aktiv orientieren, neugierig sind, hat zu der Frage geführt, ob es neben den klassischen Trieben oder Bedürfnissen noch ein Bedürfnis nach Orientierung, Information und kognitiver Aktivität gibt – oder, ob

derartige Aktivitäten nur im Dienste der anderen Bedürfnisse stehen. Das Bedürfnis nach kognitiver Aktivität ist in den letzten Jahren weitgehend als selbstständig akzeptiert worden. Es hat alle Bestimmungsstücke, die ein Bedürfnis kennzeichnen: Gefühle, die das Bedürfnis anzeigen – man langweilt sich, ist neugierig, gespannt. Aktivitäten, die zur Befriedigung führen können – man sucht, untersucht, grübelt, fragt. Schließlich lässt sich angeben, wie ein befriedigendes Ziel beschaffen sein muss – es muss Neuigkeitswert haben, es muss ein gewisses Maß von Ungewissheit und Komplexität bieten, es muss einige materielle oder kognitive Konflikte enthalten und darf nicht zu einfach zu erreichen sein.«¹⁴

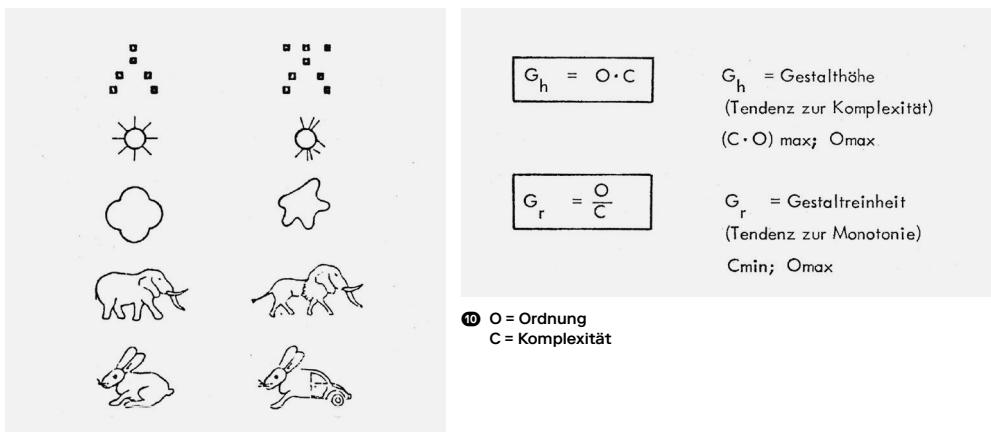
Gestaltreinheit und Gestalthöhe

Verlangt wird eine Umorientierung: die funktionalistische Maxime ›Gestaltreinheit‹ sollte durch einen neuen Zielwert relativiert werden: Gestalthöhe. Beide stehen zueinander im Gegensatz. Während die Gestaltreinheit zur Monotonie tendiert, tendiert die Gestalthöhe zur Komplexität. Als Formel ausgedrückt wird dies offensichtlich.¹⁵ ⑩

Ebenso wie Gestalthöhe dem Bedürfnis nach Umweltkomplexität bzw. nach geistig-kognitiver Aktivität entgegenkommt, befriedigt auch Gestaltreinheit ein Bedürfnis, nämlich das nach Ordnung (und Sicherheit); beide Ziele spiegeln die Dialektik von Aktivität und Ruhe.

Gestaltreinheit ist oberstes Gebot des Funktionalismus. Sein Extrem ist grau und würfelförmig. Doch selbst die überspitzte Formulierung kann und soll den Wert der »Ordnung als ästhetisches Prinzip« (M. Bill) nicht infrage stellen; sie richtet sich jedoch gegen den Alleinvertretungsanspruch dieses Konzepts. Nichts ist einzuwenden gegen das Ziel der Charta von Athen, »durch Klarheit der Form Ordnung in das Maschinenzeitalter« zu bringen. Auch dem Birkhoff'schen Maß für ästhetisches Gefallen $M = O/C$ ¹⁶ wird seine Gültigkeit nicht abgesprochen, nur dürfen wir darüber die andere Seite der Dialektik nicht vergessen.

Um es noch einmal zu betonen: Die bisher zusammengetragenen Argumente – Stimulierung der geistig-kognitiven Aktivität mittels Umweltkomplexität und Befriedigung eines »gesunden Appetits nach Wahrnehmungsstoffen« (Th. W. Adorno) – sprechen dafür, Gestalthöhe als neuen Zielwert der Gestaltreinheit prinzipiell gleichwertig gegenüberzustellen.



⑩ Die Beispiele rechts besitzen den größeren Anregungswert

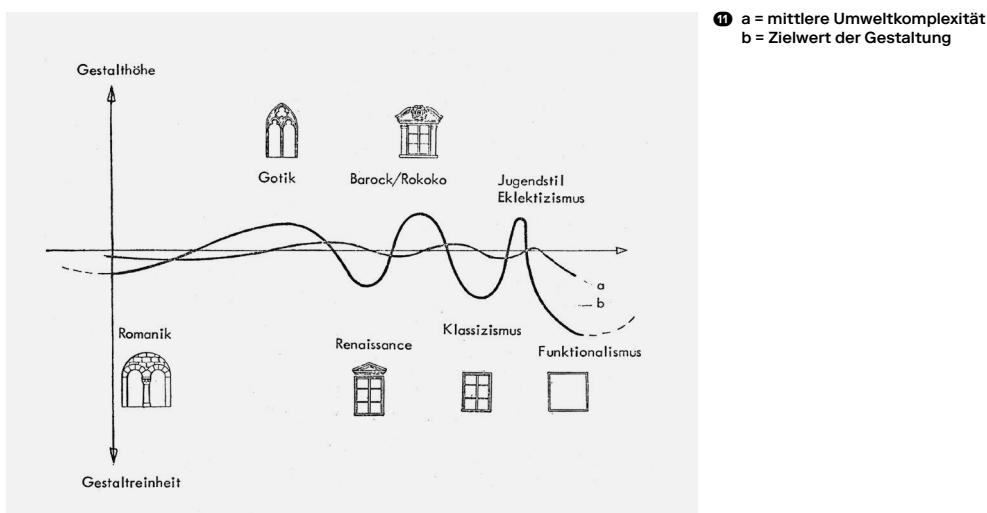
Die optimale Wahrnehmungsrate

Umweltkomplexität als Zielvorstellung stößt auf Grenzen, wenn sie unsere Denkkapazität überlastet: Bei Sinnesübersättigung entsteht Angst. Informationsaufnahme ist eine Funktion der Zeit. Die Kernfrage lautet daher: Welche Zeit steht zur Bewältigung der visuell registrierten Information zur Verfügung? Das Problem des Gestalters besteht nun darin, – immer wieder neu – einen Standort innerhalb der Dialektik von Gestaltreinheit und Gestalthöhe zu definieren. Messpunkt ist die konkrete Aufgabe.

Die Planung des optimalen Wahrnehmungsangebotes

Bestand in der Vergangenheit ein optimales Wahrnehmungsangebot? Wenn ja, wie kam es dazu? Grob gesehen wurde die Gestaltung in der Vergangenheit abwechselnd von Gestaltreinheit und von Gestalthöhe geprägt. Führte das Ziel Gestalthöhe zu übermäßig komplexen Strukturen (z. B. Rokoko), so wurde einfach umgepolt, Gestaltreinheit erschien im Blick (Klassizismus). Zur differenzierenden Betrachtung fehlte die wissenschaftliche Handhabe. Trotzdem entwickelte sich ein weitgehend bedürfnisgerechtes Wahrnehmungsangebot: Indem die historische Entwicklung zwischen den beiden Soll-Größen (Gestaltreinheit und Gestalthöhe) hin und her pendelte, führte die nachlaufende Ist-Größe zu annähernd optimalen Wahrnehmungsangeboten; denn als man um 1800 klare klassizistische Formen bevorzugte, wurden die vorangegangenen Barock- und Rokokobauten nicht einfach abgerissen. Die selbstgeschaffene Umwelt bestand immer aus einem mehr oder weniger ausgewogenen Mischungsverhältnis von neuen Produkten und von Produkten der vorangegangenen Stilepoche. ⑪

Was in den letzten 1.000 Jahren funktioniert haben mag, wird heute zur Gefahr. Der periodische Wechsel zweier Ziele (Gestalthöhe und Gestaltreinheit) kennzeichnet einen primitiven Regelmechanismus, der dem Energieschub neuer Technologien offensichtlich nicht mehr gewachsen ist. Der Soll-Wert – optimale Wahrnehmungsrate – könnte in sehr viel engeren Grenzen ausgemacht werden, wenn beiden Gestaltungszielen ihre relative Gültigkeit belassen würde.



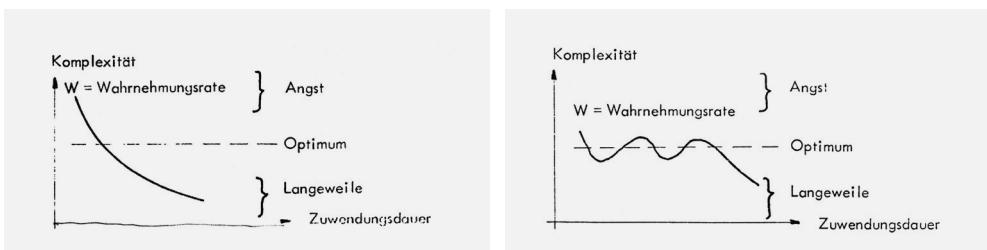
Möglicherweise nähern wir uns erneut einem Wendepunkt in der allgemeinen Gestaltungskonzeption. Der Schock der Trabantenstädte beginnt zu wirken. Die Beweiskraft der empirischen Untersuchungen, die das Bedürfnis nach geistig-kognitiver Aktivität betonen, erscheint zwingend. Gerade in dieser Situation wäre es jedoch falsch, das Grundgesetz des Funktionalismus undifferenziert auf den Kopf zu stellen. Wahrnehmungsraten sind messbar; (10–16 bit/s gelangen in unser Bewusstsein, 0,5 bit/s können im Gedächtnis gespeichert werden). Die Optimierung der umweltvermittelten Wahrnehmungsraten sollte daher in Zukunft auf wissenschaftlich untermauerten Zielwerten beruhen.

Mittelwertbildung

Wahrnehmungsraten erfordern dynamisches Geschehen. Wenn in Verbindung mit Gestaltung von optimalen Wahrnehmungsraten gesprochen wird, so ist damit die Vorstellung verbunden, dass ein Produkt mit den Augen abgetastet wird: ein Prozess, der jeder exakten Planung weitgehend entgleitet.

Gestaltung ist auf den Entwurf eines statischen Wahrnehmungsangebots angewiesen. Es ergeben sich daraus spezifische Schwierigkeiten bei der Optimierung; die relative Gültigkeit von Gestalthöhe und Gestaltreinheit, von Komplexität und Ordnung ist immer als Mittelwert zu bestimmen – bezogen auf die Aufmerksamkeitsdauer. Der optimale Komplexitätsgrad wird wahrscheinlich bei der ersten Zuwendung als zu hoch, nach längerer Aufmerksamkeit als zu niedrig empfunden werden. Bedürfnisgerechte Komplexität langfristiger Konsumgüter erweist sich aus diesem Grund zunächst (beim Kauf-Akt) als Unlustfaktor. Um diese anfängliche Sinnesübersättigung zu mildern, gilt es, das Wahrnehmungsangebot zu staffeln: Vielschichtige Wahrnehmungsangebote liefern nach und nach – jeweils bewältigbare – Informationsraten. ^{12 13}

Das Wahrnehmungsangebot zu optimieren heißt, die Wahrscheinlichkeit zu optimieren, mit der mehr oder weniger kurzfristig und zufällig optimale Wahrnehmungsraten entstehen. Optimal – im Rahmen des Möglichen – ist das Wahrnehmungsangebot, dessen Informationsgehalt auf die zu erwartende Zuwendungszeit abgestimmt ist. Grenzfälle verdeutlichen das: Es ist leicht zu folgern, dass die Komplexität von Werbeaufdrucken gering, die eines Wohnzimmers verhältnismäßig hoch sein sollte. Funktionalistische Möbel beispielsweise entsprechen im Schaufenster, auf Werbefotos oder im Rahmen von Wettbewerben durchaus der Forderung nach optimalem Wahrnehmungsangebot. Der kurzen Zuwendung gemäß dominiert die Ordnung. Möbel werden aber (angeblich) für jahrelangen Gebrauch hergestellt, doch schon nach kurzer Zeit wirken funktionalistische Produkte meist langweilig: längerer Gebrauch erfordert höhere Komplexität; nur so ist unser Interesse wachzuhalten.



¹² Einschichtiges Wahrnehmungsangebot

¹³ Dreischichtiges Wahrnehmungsangebot

Obsoleszenz

Wir achten vorzugsweise auf leicht messbare Tatbestände. So entrüsten sich viele Gestalter über eingeplante Rostdurchbrüche und ähnliches, übersehen aber dabei ein sehr viel weiter verbreitetes Instrument der Obsoleszenz: planmäßige Lange-weile, erzwungen durch die Informationsarmut funktionalistischer Produkte. Obsoleszenz ist ein Prüfstein jeder Gestaltungskonzeption. Die zugrunde liegende Problematik wird daher in der Nachfolge nie ganz aus dem Blick verloren, sie zieht sich als roter Faden durch die gesamte Arbeit. Von Zeit zu Zeit soll versucht werden »Anti-Obsoleszenz-Regeln« (AOR) daran festzumachen.

Komplexität

AOR. 1 Längerer Gebrauch erfordert verhältnismäßig komplexe Strukturen.

Da sich der subjektive Informationsgehalt eines Wahrnehmungsangebotes u. a. durch Auswendiglernen vermindert, verlieren freilich auch komplexe Figuren auf die Dauer unsere Zuwendung. Andererseits gibt es jedoch Verfahren, um diesen Prozess zu verzögern; sie reichen von formalen Tricks der Informationssteigerung bis zur emotionalen Besetzung (s. **Emotionale Beziehungen**).

Vieldeutigkeit

Die Informationspsychologie beweist: Vieldeutigkeit steigert den Informationsgehalt einer Figur; im Extremfall sind die sich ergebenden Bedeutungskombinationen kaum noch auszuschöpfen.

AOR. 2 Vieldeutigkeit in Grenzen potenziert den Informationsgehalt einer Struktur; sie verlängert unsere Zuwendung bzw. unser Interesse.

Lässigkeit

Kaum etwas lastet lähmender auf unserer Phantasie als eine perfekte Umwelt. Perfektion schüchtert uns ein. Ihr Autoritätsanspruch nötigt uns zwar ein hohes Werturteil ab, aber in Wirklichkeit besteht die Tendenz, uns möglichst bald ihrem Zwang zu entziehen. Ihre Geschlossenheit stößt uns ab. Demgegenüber stehen jene sympathisch-offenen Strukturen, die – weniger perfekt – auch den Konsumenten gelten lassen, mit denen er in Verbindung treten kann, die seiner Phantasie Zugriff gewähren. »Das Phantasieren ist dem Menschen nämlich nicht weniger wichtig als Triebstärigung und Realitätsanpassung.«¹⁷ Indem weniger perfekte Figuren der Fantasie Raum lassen, wird ihr subjektiver Informationsgehalt auf befriedigende Weise gesteigert, denn Fantasie Anregen heißt hier: Projektion eigener Wünsche und Gedanken nach außen, um sie als »Eigenschaft« des betreffenden Objekts »wahrzunehmen«. Bei Kindern können wir das unmittelbar beobachten: Ein unbearbeiteter Stock wird nacheinander als Gewehr oder als Zepter, als Schwert oder eben als Stock »wahrgenommen«. Ein perfekt nachgebildetes Plastikschwert dagegen bleibt immer ein Plastikschwert.

AOR. 3 Lässige Gestaltung regt unsere Phantasie an. Sie schafft immer wieder neue Anknüpfungspunkte für unser Interesse; sie bereichert damit unsere projektive Wahrnehmung.

B. Zeigarnik stellte fest: »Unterbrochene Handlungen behalten lange Zeit ihren Aufforderungscharakter: Bei den Versuchspersonen bestand die Tendenz, unvollendete Aufgaben immer wieder aufzugreifen und zu bearbeiten.«¹⁸ Die Analogie zu ›unfertigen‹, d.h. zu nicht perfekten Umweltstrukturen liegt hier auf der Hand.

Raster

Wo bei der funktionalistischen Gestaltung eine gewisse Liniendichte unumgänglich ist, wird sie meist in Rasterordnungen eingefangen. Raster sind ordentlich, eindeutig und perfekt, d. h. bedeutungsarm. Durch die symmetrische Anordnung gleicher Elemente wird jedoch der Komplexitätsgrad von Formen nur unwesentlich erhöht. Komplexität zu erzielen ist immer mit Informationsreichtum verbunden. Rasterfiguren sind daher nicht die Lösung des Problems.

Der Gag

Der Gag schließlich gehört unbestreitbar zum Handwerkszeug der Obsoleszenz. S. Freud¹⁹ erkannte die Bedingung des Witzes darin, dass ein weitgespanntes Informationsfeld plötzlich und restlos zusammenbricht. Bei dieser Spannungsreduktion entsteht zwar eine einmalige Lust, doch der subjektive Informationsgehalt des Witzes ist anschließend gleich Null. Daraus resultiert unsere Neigung, Witze im Allgemeinen sehr schnell zu vergessen; der oft gehörte oder gesehene Gag bereitet abstößende Langeweile.

Hinweis

Dieses zweite Kapitel könnte – isoliert betrachtet – den Eindruck hervorrufen, Obsoleszenz wäre auszumerzen, sofern wir nur das passende Instrumentarium in den Griff bekommen. Das stimmt sicher nicht. Die Möglichkeit, einen Prozess methodisch zu beherrschen, benennt nur eine Seite der vorgegebenen Problematik. Später, in den Ausführungen zur Freizeit, wird der Bezug zur anderen Seite ergänzt: das Ineinander von ökonomischen und gestalterischen Bedingungen.

3. VISUELLE BEDINGUNGEN DER SYMBOLSCHÖPFUNG

Als Bindeglied zwischen dem Bedürfnis nach geistig kognitiver Aktivität und der Symbolbildung erhält in diesem Zusammenhang eine empirische Untersuchung von S. Kreithler²⁰ besonderes Gewicht. Thema sind neben anderen die visuellen Bedingungen der Symbolschöpfung; indem die genannte Untersuchung Gestalt-höhe in einen Sinnzusammenhang mit der Symbolbildung stellt, trägt sie zugleich zum erweiterten Verständnis beider Phänomene bei. Aufgrund der vorangestellten Überlegungen ergab sich ein Merkmalkatalog für die Qualität des Wahrnehmungsangebots: Komplexität, Mehrdeutigkeit, Lässigkeit und Ordnung (deren Gültigkeit allerdings relativiert wurde). Demgegenüber nennt S. Kreithler als Kriterien der Symbolschöpfung Komplexität und Ambivalenz, Ambivalenz jedoch nur dann, wenn sich gleichzeitig eine Synthese abzeichnet. Stellt man nun in Rechnung, dass Ambivalenz als Sonderfall der Mehrdeutigkeit anzusehen ist und dass Gesetzmäßigkeiten, die eine Synthese der Ambivalenz andeuten, nichts anderes sind als Ordnungskriterien, so lassen sich beide Merkmalprofile vergleichen. ¹⁴

Der Vergleich ⑩ zeigt: Hinter dem Bedürfnis nach geistig-kognitiver Aktivität steht das Bedürfnis nach Symbolschöpfung. Die in ⑪ verkürzt dargestellte Versuchsanordnung wird als Beweis angeführt.

1. Einfache gute Gestalten regten kaum zur Symbolbildung an. Ihnen fehlen die Merkmale Komplexität und Ambivalenz.
2. Ebenso registrierte der Versuchsleiter bei den komplexen schlechten Gestalten nur geringe Symbolassoziationen. Trotz vermehrter Komplexität fehlte in diesem Fall ein ausreichendes Maß an Ordnung.
3. Komplexe gute Gestalten dagegen waren sehr viel besser geeignet die Symbolschöpfung der Versuchspersonen anzuregen. Solche Gestalten entsprechen beiden Bedingungen der Gestalthöhe. (S. Kreithler sieht in den komplexen guten Gestalten auch Anzeichen der Ambivalenz.)

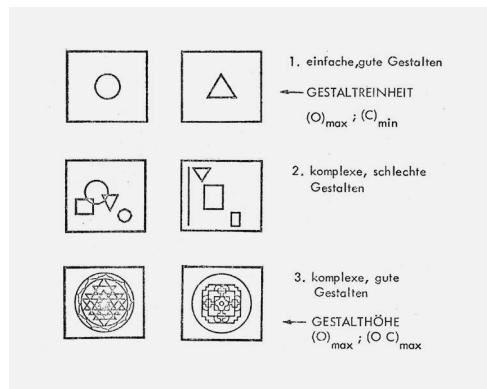
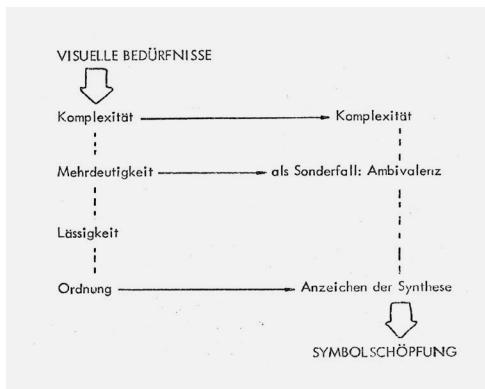
Ergebnis

Gestalthöhe ist eine notwendige Vorbedingung für Varietät; sie führt mit hoher Wahrscheinlichkeit zur Symbolschöpfung.

4. SYMBOLE

Der semantische Aspekt

Die Ausgangsthese hieß: Ästhetischer Genuss ist mehr als Organlust, die unter günstigen Bedingungen der visuellen Reizaufnahme entsteht; ästhetisches Wertverhalten ist ebenso bestimmt als Resultat der jeweiligen Symbolresonanz. Bisher wurde Gestaltung allgemein als Informationsträger beschrieben; im folgenden Zusammenhang soll das Produkt als Medium der Symbolsprache untersucht werden. Wahrnehmungspsychologische Untersuchungsergebnisse lieferten ein erstes Maß für den syntaktischen Informationsgehalt von Formen: Komplexität. Unter dem Gesichtspunkt der Symbolik rückt nun der semantische Aspekt in den Mittelpunkt. H. Berndt stellt zu Recht fest: »Erst wenn wir die Formen selbst als Sprache entziffern können, kommen wir einem besseren Verständnis von Ästhetik näher.«² Voraussetzung dafür ist die Kenntnis der »Symbolsprache«. Nur so können wir unsere Fragestellung vom engeren Bereich der Wahrnehmung auf den Bereich der Erlebnisverarbeitung ausdehnen.⁶³



Symbolen sind weder irrational noch >minderwertig<

Auf unserem Symbolverständnis lastet eine Hypothek: Dazu gehört die wissenschaftliche Begriffsbildung ebenso wie Auseinandersetzungen innerhalb der psychoanalytischen Schulen. Inzwischen hat sich jedoch herauskristallisiert: Symbole sind weder irrationale oder primitive noch pathogene Gebilde: »Symbolisierung ist eine auf der Wahrnehmung beruhende allgemeine Fähigkeit des menschlichen Geistes.«²¹ Symbole sind nach dieser Auffassung ebenso wie Begriffe »Produkte eines einzigen, ungeschiedenen Bildungsprozesses«²². S. Langer unterscheidet lediglich eine diskursive und eine präsentierte Form der Symbolik: Diskursive Symbolik meint den artikulierten Symbolismus der Sprache, während »präsentierte Symbolik alles umfasst, was dem >Unsagbaren< zugehört. Dieser Bereich umfasst Mythos, Musik und bildende Künste«²³.

Symbolen sind das Resultat eines Erkenntnisprozesses

Die symbolische Sprache unterscheidet sich von der begrifflichen Sprache vor allem in der Art der Inhalte, die sie zum Ausdruck bringt, und den Medien, die dazu benutzt werden. Indem das Symbol vom Charakter des Zufälligen und Unverständlichen befreit wurde, lässt sich die Zuständigkeit des Umweltgestalters nicht länger verleugnen. Sie erscheint besonders zwingend, wenn man die grundsätzliche Gleichwertigkeit von präsentiativem und diskursivem Symbolismus bedenkt: »Es ergibt sich die unterschiedliche Symbolhöhe – ob präsentiative oder diskursive Symbolik – allein aus der Schwierigkeit des aufzunehmenden Materials.«²⁴

G. Mead macht auf den engen Zusammenhang zwischen Symbol, Kommunikation und Denkprozess aufmerksam: »Nur durch Symbole wird Geist oder Intelligenz möglich, kann Denken stattfinden, das einfach ein nach innen verlegtes Gespräch des Einzelnen mit sich selbst mit Hilfe solcher Symbole ist.«²⁵ »Was das Denken betrifft, und zwar auf all seinen Stufen, so ist es ein symbolischer Prozess.«²⁶ Unter diesem Blickwinkel lässt die Symbolbildung auf eine logische Operation schließen. Für S. Langer ist die präsentierte Symbolik nicht weniger eine Leistung des menschlichen Geistes als die Begriffsarbeit – sie ist das »Resultat eines Erkenntnisprozesses«²³.

Der Gestalter als Autor

Jeder Gestalter ist zugleich Autor symbolischer Aussagen. Ziel ist es, diese Aussagen bewusst zu gestalten. Für Gestaltung, die sich unter anderem als Symbolbildung versteht, gewinnt die Tiefenpsychologie besondere Bedeutung, so auch in der nachfolgenden Betrachtung einiger Schwerpunkte der präsentiiven Symbolik.

Symbolen als Ich-Leistung?

»Hatte die Psychoanalyse als Neurosenlehre anfänglich ihr Hauptaugenmerk auf das Triebgeschehen gerichtet, so entzerrte die nachfolgende Ich-Psychologie dieses Bild. Die Symbolbildung wird nun nicht mehr als Mitteilung gesehen, die sich über den Kopf des Subjekts hinweg durchsetzt, sondern als Aktivität des Subjekts: Symbolbildung wird als Ich-Funktion ausgewiesen; unbewusste Inhalte werden vom Unbewussten mehr oder minder freigegeben, um dann vom erkennenden Ich verarbeitet zu werden.«²⁴

Nachdem die Symbolbildung als Ich-Funktion erkannt wurde, blieb eine Frage zu klären: Welche Rolle spielt das Es bei diesem Geschehen? Unbestreitbar ist, dass gerade die präsentativen Symbole eine Dynamik spiegeln, die auf die Beteiligung von Primärvorgängen (Es-Impulsen) hinweist. Der scheinbare Widerspruch löst sich auf, wenn wir A. Lorenzers Konzept von der »zweipoligen Anlage der Erkenntnisbildung« zu Hilfe nehmen. Dieses Konzept besagt, dass bei der Erkenntnisbildung Ich und Es gleichermaßen beteiligt sind: »Die Zentrierung einer jeden Symbolbildung im Ich erzwingt keine Alternative, Psychoanalyse als Ich-Psychologie oder als Triebpsychologie zu verstehen. Es geht nicht um eine Zentrierung im Ich oder im Es. Für die Symbolbildung sind grundsätzlich beide Zentren zugleich anzunehmen; je nach der Art der Frage erscheint eine andere Zentrierung im Blickfeld. Erhebt sich die Frage nach den Bildungsprozessen, so stellt sich notwendig das Ich auch bei der Psychoanalyse in den Mittelpunkt. Wird dagegen das ganz anders geartete dynamisch energetische Konzept bei der Untersuchung maßgebend, so rückt eo ipso das Es in den Blick.«²⁴

UNBEWUSSTES = REIZZENTRUM
ICH = ORGANISATIONSZENTRUM

Unterscheidungskriterien

Es war vordringlich, die Gemeinsamkeit von präsentativen und diskursiven Symbolen hervorzuheben; was sie vor allem trennt, ist die emotionale Besetzbarekeit der präsentativen Symbolik. A. Lorenzer unterscheidet zwischen Symbolisierungsfähigkeit einerseits und Symbolniveau andererseits.

1. Das Symbolniveau bestimmt sich aus der Nähe zur Emotionalität, wobei mit niedrigem Niveau eine hohe emotionale Beteiligung gemeint ist. (Künstlerische Symbole stehen immer auf einem niedrigen Symbolniveau). Es wird jedoch ausdrücklich betont, dass mit der Einstufung ›niedrig‹ oder ›hoch‹ in diesem Fall keine Wertskalierung beabsichtigt ist; es soll allein die Eigenart des zu symbolisierenden Stoffes festgelegt werden.
2. Symbolisierungsfähigkeit kennzeichnet demgegenüber die Organisationsleistung des Symbolautors, genauer: dessen Ich. Die Adjektive hoch und niedrig sind hier zugleich Werturteile.

BEISPIEL:

- Kunstwerke erfordern hohe Symbolisierungsfähigkeit auf niedrigem Symbolniveau.
- Schulaufsätze verbinden gewöhnlich das hohe Symbolniveau der Begriffsprache mit niedriger Symbolisierungsfähigkeit.

Exkurs

Unser Ziel »Freiheit als Einsicht in die Notwendigkeit«²⁷ ist u. a. eine Funktion der Ich-Stärke. Ich-Stärke ist aber nicht angeboren, sondern erworben. In der Tat ist das Ich als die höchste, die spezifisch menschliche Instanz des psychischen Apparates weitgehend bestimmt von dem Betrag seiner Hausmacht. Das Ich kann unser Verhalten nur dann befriedigend lenken, wenn es über ›neutralisierte‹ Ich-Energie verfügt.

Dieses Potenzial ist erforderlich, um Triebimpulse gegebenenfalls zu verzögern. Nur so bleibt Zeit für die geistige Bearbeitung des wahrgenommenen Stoffes: für das Denken und, wenn erforderlich, für die Unterdrückung der Es-Impulse. Wissen ohne Ich-Energie bleibt in vielen Fällen annähernd wirkungslos. Wer das politische Ziel Emanzipation oder Ich-Befreiung nennt, muss auch die energetische Seite des Ichs bedenken: Schulwissen allein führt nicht unbedingt zur (politischen) Einsicht. Denn die politische Diskussion ist von Affekten geprägt. Ich-Stärke wird hier zur Vorbedingung der Einsicht – vor allem dann, wenn sie vom Ich gegen den Widerstand der eigenen Wunschvorstellungen und Ängste erzwungen werden muss. Auch das selektive kritische Bewusstsein simuliert bloß den Fortschritt. Es lässt »kritische« Einsichten nur dort zu, wo sie mit der eigenen Antriebslage gleichgerichtet werden können. Ihm fehlt »neutralisierte« Ich-Energie zur Selbstkritik, d. h. es gelingt ihm nicht, den rationalisierten Triebkern vieler Ansichten aufzudecken – dies ist ein Kriterium der Unfreiheit. Fest steht: Einsicht ist nicht allein eine Funktion der Datenverarbeitung; sie ist darüber hinaus von der dynamischen Kräfteverteilung innerhalb des psychischen Apparates abhängig. Triebenergie wird aber erst – und allein – durch präsentative Symbole zur gerichteten Kraft. Dies ist der Hintergrund, vor dem die emotionale Besetzbartkeit der präsentativen Symbole hervorgehoben werden soll. Es ist zugleich die Ausgangslage für einen späteren Gedankengang. Denn Umweltgestaltung ist eng mit der Bildung von Ich-Energie bzw. deren Kehrseite, der Orientierungslosigkeit und Angst, verbunden. Umweltplanung, wenn sie lernt, die präsentative Symbolik zu nutzen, kann zur Stärkung des Ich-Potenzials beitragen (wie im Abschnitt zur Freizeit thematisiert).

Präsentative Symbole sind Instrumente der Triebökonomie

Bildhaft gestaltete, d. h. präsentative Symbole, ziehen ihrer Natur nach Triebenergie an. Im Gegensatz zur begrifflichen Artikulation ist Formgebung immer mit Triebenergie verzahnt. D. Beres fasst das Wesentliche zusammen: »Präsentative Symbole sind als Objektpräsentanzen Instrumente der Triebökonomie; sie sind Strukturen, an denen sich Besetzungen abspielen können.«²⁸

Die Erlebnisnähe der präsentativen Symbole

»Im Bereich der höchsten Abstraktionswerte, der Begriffe, entfernen sich die Symbole am weitesten von der Funktion besetbarer Repräsentanzen. Mit zunehmender Verallgemeinerung tritt nämlich notwendig eine Abnahme der persönlichen Bedeutung ein.«²⁴ Der größeren Allgemeingültigkeit der Begriffe steht so ein Mangel an Erlebnisnähe gegenüber. Diese emotionale Verarmung der Begriffe wird freilich – für bestimmte Aufgaben – wettgemacht durch jene Objektivität, die z. B. wissenschaftliches Arbeiten ermöglicht. Definierte Begriffe erfassen den bezeichneten Gegenstand oder Vorgang sehr genau; »das Bezeichnete wird vom subjektiven Erleben abgetrennt und als Gegenstand abgegrenzt. Dieser Vorgang fällt zusammen mit der psychologischen Erfahrung der fehlenden Wärme und affektiven Lebendigkeit.«²⁴

Eine methodische Schwierigkeit

Die Erlebnisnähe der präsentativen Symbolik ist zwar entscheidend für unsere psychische Gesundheit, unsere Ich-Energie und nicht zuletzt für unsere emotionale Befriedigung; der planerischen Erfassung setzt sie jedoch spezifische Schwierig-

keiten entgegen: Wenn wir ästhetische Formen als Sprache entziffern wollen, dann ist in jedem Fall der individuelle Einfluss bei der Bildung präsentativer Symbole zu berücksichtigen. Der in Abb. 16b konstruierte Fall einer »teil-kommunikativen Privatsprache« (A. Lorenzer) ist im Bereich der präsentativen Symbolik durchaus nichts Ungewöhnliches. (Im Bereich der Begriffssprache wäre 16b ein neurotisches Symptom.²⁹) ¹⁶

Der Bedeutungsgehalt B_1 des Begriffs, mit dem das Individuum I_1 das Objekt a kennzeichnet, ist nahezu identisch mit B_2 . Kommunikation ist möglich, da Bedeutungen im Bereich der diskursiven Symbolik durch Definition weitgehend objektiviert werden können. Die erlebnisbedingte Symbolbedeutung B_3 dagegen unterscheidet sich wesentlich von B_4 .

Kommunikation zwischen den Individuen I_3 und I_4 ist, abgesehen von dem schraffierten Bereich, nicht möglich. Die entscheidende Frage lautet daher: Können wir unter dieser Voraussetzung weiterhin die These von der Symbolsprache aufrechterhalten? Tatsächlich ist dazu eine Einschränkung erforderlich. Zwar lässt sich zeigen: Auch präsentative Symbole eignen sich zur Kommunikation, jedoch nur im Rahmen der jeweiligen Bezugsgruppe.

Die Grundlage der Symbolkommunikation

Drei Phänomene ermöglichen Symbolkommunikation:

1. die notwendige Ähnlichkeit von präsentativem Symbol und seinem Inhalt,
2. die Ähnlichkeit der infantilen Situation und
3. die gesellschaftliche Dimension der präsentativen Symbolik.

→ 1. Begriffe entstehen durch Übereinkunft, Symbolbedeutungen bilden sich dagegen aufgrund gestalterhafter Ähnlichkeiten. J. Piaget stellt fest, »dass Symbole eine Ähnlichkeit mit dem bezeichneten Gegenstand implizieren, während der Begriff ›willkürlich‹ ist und notwendigerweise auf einer Konvention fußt«²². Aus diesem Grund wird mit der Symbolgestaltung zugleich ein Fächer möglicher Symbolinhalte festgelegt.

→ 2. H. Hartmann, E. Kris und R. Löwenstein führen die nachweisbar universelle Ähnlichkeit gewisser Symbole auf die Ähnlichkeit in manchen infantilen Situationen zurück³⁰. Diese These erfasst jedoch nur elementare Bezugssysteme wie z. B. das Vater-Kind-Verhältnis. Ihre Erklärungsfähigkeit reicht somit kaum weiter als die der Jung'schen Archetypen oder der »eigentlichen Symbolik: Auf diesem Niveau ist zwar die dynamische Wurzel vieler Symbolschöpfungen aufzufinden, jedoch keine ausreichende Handhabe zur Deutung subtiler Symbolbildungen.

→ 3. »Letztlich geht die Symbolbildung auf Originalfälle zurück.«²⁴ Aber: Unsere Lebensgeschichte verläuft in Bahnen, die von der Gesellschaft zur Auswahl gestellt werden. »Die privaten Inhalte, die der Symbolisierung zugrunde liegen, erweisen sich dadurch im selben Maße gesellschaftlich vorgegeben wie privat. Die Gehalte sind zugleich subjektiv angeeignet und gesellschaftlich vermittelt.«²⁴ Das Material, aus dem wir unsere Symbole bilden, ist überwiegend Stoff, der aus der Gesellschaft bzw. der Bezugsgruppe stammt. Dazu kommt, dass unsere Gefühle und Denkge-

wohnheiten, die aus diesem Material Symbole schaffen, weitgehend gesellschaftlich präformiert sind: Hierdurch entstehen jene Bedeutungsüberschneidungen, auf denen jede differenzierte Symbol-Kommunikation beruht.

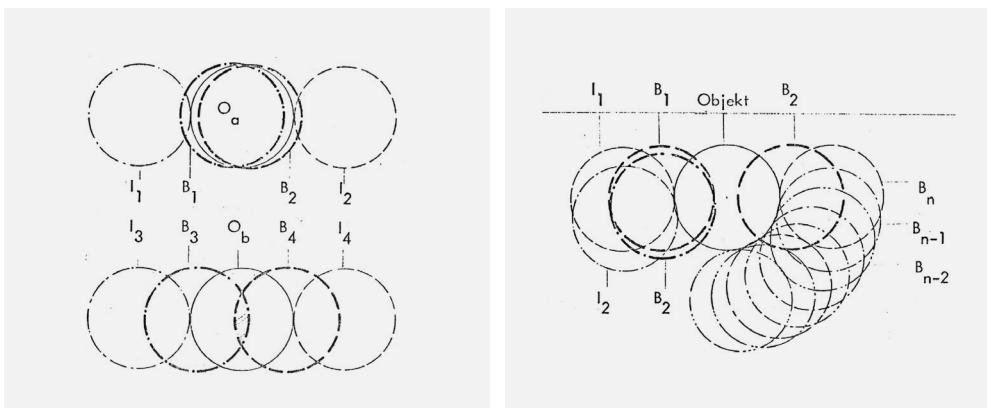
Über Geschmack lässt sich in vielen Fällen streiten

Aufgrund der Vielschichtigkeit unseres gesellschaftlichen Entwicklungshintergrundes gilt: Entfaltete präsentativ-symbolische Kommunikationssysteme haben lediglich gruppenspezifische Gültigkeit, das heißt z. B.: Kunst funktioniert nur in der Gruppe. ¹⁶

Die Individuen I_1 bis I_n gehören zur gleichen Gesellschaft. I_1 und I_2 sind Mitglieder derselben Bezugsgruppe. B_1 überlappt sich daher nur mit B_2 , nicht mit B_n . Zwischen den Individuen I_1 und I_n ist keine entfaltete Symbolkommunikation möglich; Symbolbildungen, die über elementare Bedeutungen wie Sex und Geborgenheit hinausreichen, werden nicht mehr verstanden; über Geschmack lässt sich dann beispielsweise nicht mehr streiten.

Symbole sind Instrumente der Gruppenbildung

Was sich unter dem Gesichtspunkt der Kommunikation als Nachteil herausgestellt hat, erweist sich unter anderen Vorzeichen als Chance: Da präsentativ-symbolische Kommunikation nur unter »ähnlichen« Individuen voll funktionsfähig ist, schafft sie eine Möglichkeit, die über den Austausch von Erfahrungen hinausgeht: Der übereinstimmende Gebrauch präsentativer Symbole ist ein Anzeichen für Ähnlichkeit zwischen Individuen. Durch Symbole lassen sich rasch emotional verankerte Gemeinsamkeiten visuell herausstellen (Hippiekleidung); sie sind Instrumente der Gruppenbildung. A. Lorenzer formuliert diesen Sachverhalt auf Architektur bezogen: »Gemeinsamkeit, die Kommunikation herstellt, ist im Symbolcharakter des Ortes vorstrukturiert.«³¹ Präsentative Symbole eignen sich daher nicht nur selbst zur Kommunikation, sie dienen zugleich als Katalysator der verbalen Kommunikation.



- 16 a) diskursive Symbolik (Sprache)
b) präsentative Symbolik

I = Individuum
B = Bedeutung
O = Objekt

- 17 I = Individuum
B = Bedeutung

Die symbolische Verdichtung

»Eine der hervorstechendsten Besonderheiten der präsentativen Symbolik ist ihr hohes Maß an Verdichtung von Mitteilungen; sie werden simultan gebracht und sagen vieles ein einem.«² »Der präsitative Symbolismus zeichnet sich dadurch aus, dass eine Vielzahl von Begriffen in einen einzigen ›totalen Ausdruck‹ zusammengezogen werden kann. Die Psychoanalyse bezeichnet diese in der Traumsymbolik zuerst entdeckte Eigentümlichkeit als Verdichtung.«²³ Der hohen Bedeutungsverdichtung entspricht die außerordentliche Geschwindigkeit, mit der präsentativ-symbolische Erkenntnis- oder Kommunikationsprozesse ablaufen: »Das bewusste Wortsymbol kommt in der gedanklichen Übermittlung nur recht langsam voran, verglichen mit der unglaublichen Geschwindigkeit, mit der die wortlose Verarbeitung des gleichen Begriffs erfolgt.«³² Die Kehrseite der Verdichtung heißt: geringe Bedeutungspräzision. Ihre Funktion ist es, innerpsychische Spannungen zu überbrücken. Wesentlich daran ist, dass präsitative Symbole Gegensätze eher umfassen als trennen.

Die Bipolarität des Symbols

Das lateinische Wort ›altus‹ (hoch und tief) erinnert noch daran, dass selbst in den Ur-Sprachen Gegensätze meist in einem Begriff zusammengefasst wurden. Das wesentlichste Charakteristikum des Symbols ist nach C. G. Jung seine Bipolarität, »der Umstand, dass es Gegensatzpaare vereinigt, so zum Beispiel bewusst und unbewusst, innere und äußere Realität usw. Das Symbol hat danach als Vermittler der gegensätzlichen psychischen Kräfte, die das Einheitsgefüge bedrohen, zu fungieren.«³³ Die Fähigkeit der präsentativen Symbolik, ambivalente, psychische Bedürfnisse einer sinnvollen Synthese zuzuführen, wird hier als Qualitätsmerkmal ausgewiesen, sie ist eine Voraussetzung für psychische Gesundheit.

Die verbale Bedeutungspräzision

Die Begriffssprache hat andere Aufgaben. Sie isoliert dazu jeweils eine Bedeutungskomponente aus dem betreffenden Sinngefüge, wobei Ambivalenzen und Nebenbedeutungen nur sehr schwer artikulierbar sind: Worte verführen zur Schwarz-Weiß-Malerei. Durch verbalen Zugriff werden zwar einzelne Bedeutungskomponenten operabel, aber meist auf Kosten einer umfassenderen psychischen Realität, denn psychische Wahrheit ist in der Regel ambivalent.

Die Betonung der Eigenart

Diskursive und präsitative Symbole erfüllen beide wesentliche, aber verschiedene Funktionen innerhalb des psychischen Apparats. Es kann daher nicht die Aufgabe der Gestaltung sein, sich an Funktionen der Begriffssprache zu orientieren; einmal sind ihre Mittel dazu inadäquat, zum anderen vernachlässigt sie auf diese Weise die spezifische Funktion der präsentativen Symbolik. Trotzdem hat der Funktionalismus versucht, wesentliche Merkmale der Sprache zu imitieren, so bemühte er sich nicht nur um ›Affektbereinigung‹, sondern es ist ihm auch weitgehend gelungen, Mehrdeutigkeit und Ambivalenzen aus der formalen Gestaltung zu beseitigen. Aber was bei der Sprache notwendig ist, wird bei der präsentativen Symbolik zum Ärgernis.

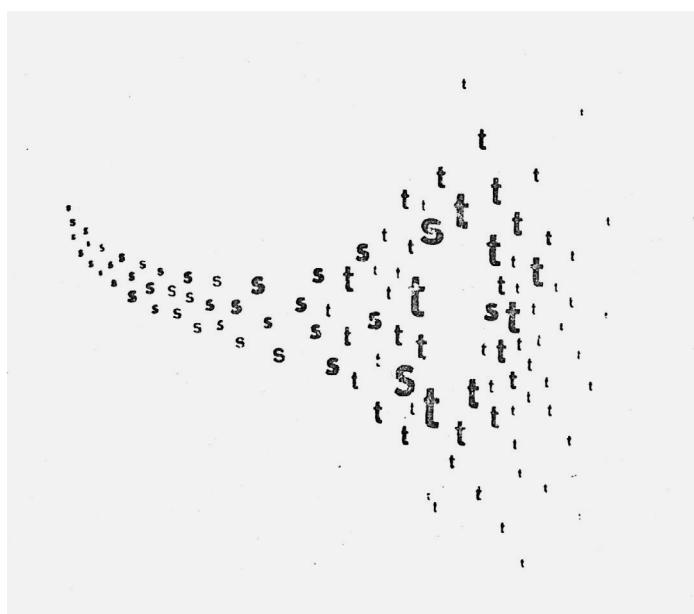
Es gilt nun weiter zu fragen, warum im Zuge der funktionalistischen Gestaltung Ambivalenzen nach Möglichkeit aus der Umwelt eliminiert werden. Die funktionalistische Gestaltung lebt von Gesetzmäßigkeit und Ordnung. Aber auch das Ziel des überwertigen Sicherheitsbedürfnisses wird gewöhnlich mit dieser Tautologie (adäquat) ausgedrückt: law and order. Die Überwertigkeit – ein pathologisches Symptom – zeigt sich daran, dass man Konflikte auch dort verdrängt, wo sie ›normalerweise‹ ertragen werden oder sogar mir Lustgewinn verbunden sind. Wo gesellschaftliche Konflikte verdrängt werden, entsteht totalitäre Ordnung, wo Ambivalenz nicht mehr wahrgenommen werden soll oder nicht mehr ertragen wird, entsteht eine Umwelt, die an der Ordnung erstickt: Das überwertige Sicherheitsbedürfnis wird hier selbst zur Gefahr.

Ambivalenz in der Kunst

In der Kunst wird Ambivalenz noch positiv bewertet. Spannung, solange sie nicht in Anarchie verfällt, ist erwünscht. Nur wenn Spannung vorhanden ist, kann sich die hervorragendste Eigenschaft der präsentativen Symbolik erweisen: Synthesebildung.¹⁸ Th. W. Adorno schreibt: »Schönheit ist entweder das Resultat eines Kräfteparallelogramms, oder sie ist gar nicht.«³⁵

Die Gestaltqualität der präsentativen Symbolik

Verbal artikulierte Sinnzusammenhänge werden nach und nach über einzelne Begriffsinhalte erschlossen. Bei der präsentativen Symbolik ist es umgekehrt: Das einzelne Symbol wird aus dem Gestaltzusammenhang heraus interpretiert. Zuerst wird die Gestaltqualität einer Symbolkombination schlagartig erfasst; nur aus ihr heraus können einzelne Symbolelemente entziffert werden.



¹⁸ In diesem leicht überschaubaren Beispiel wirkt die partielle Ambivalenz von S und t als belebendes Element. (»Dokumentarische Sonette« von G. Rühm³⁴.)

Die >eigentliche Symbolik<

Zu Beginn der Symbolforschung wurde unter dem Titel »eigentliche Symbolik« versucht, ein Wörterbuch der präsentativen Symbolik zusammenzustellen, es wurde versucht, Symbolbedeutungen wie Sätze zu lesen. Als Anfangserfolge konnten gewisse Wahrscheinlichkeiten bei der Symbolbildung aufgedeckt werden, wie z. B.:

HAUS = MUTTER
KIRCHTURM = PHALLUS
HOLZ = WEIBLICH (usw.)

Trotzdem gilt dieser Versuch inzwischen als gescheitert. Denn solche Deutungsanweisungen – schematisch gebraucht – führten häufig zu Fehlinterpretationen. Unumgänglich ist: Präsentative Symbole sind jeweils aus ihrem Gestaltzusammenhang heraus neu zu interpretieren. Zum Beispiel ein Lächeln: Selbst subtile Bedeutungen verstehen wir mit traumwandlerischer, wenn auch nicht erkläbarer Sicherheit aus ihrer Gestaltqualität heraus (dazu gehört nicht zuletzt der übrige Gesichtsausdruck, Haltung, Rollensituation usw.). Ein solches Lächeln aufgrund von Mundwinkelneigungen zu berechnen – wie es die Konsequenz der eigentlichen Symbolik wäre – widerspricht den Thesen der Gestaltpsychologie. In der Praxis erbringt dieses Verfahren grobe Wahrscheinlichkeiten.

Die Assoziationstechnik

Wenn wir heute in der präsentativen Symbolik überhaupt Sinnzusammenhänge erkennen, so geht dies auf S. Freud zurück, der die erste wissenschaftliche Technik zur Symboldeutung entwickelte: die Methode des freien Assoziierens. Es gilt daher die allgemeine Regel: »Das Symbol ist als Rebus (Bilderrätsel) aus Assoziationen und nur aus ihnen heraus zu lösen.«²⁴

Kompetenzverteilung

Gute Symbolgestaltung wird daran gemessen, dass sie Erfahrungen ausdrückt, die in keinem anderen Medium adäquat ausgedrückt werden können. A. Lorenzer nennt ein Beispiel: »Wird das Haus eines Sägewerksbesitzers in der Form eines Sägeblatts projektiert oder das Haus eines Kosmopoliten in der Form einer runden Weltkugel, so liegt da eine symbolische Entsprechung auf relativ oberflächlicher Ebene vor. Was man in der diskursiven Sprache des begrifflichen Denkens ausdrücken kann, braucht in der Sprache der präsentativen Formbildung, also der Kunst, nicht näher gesagt zu werden. Es kann genau genommen dort nicht mehr gesagt werden, denn hier hat das Erlebnis ein Verstehensniveau erlangt, das begrifflich, nicht aber künstlerisch zu bestimmen ist.«³¹

Emotional oder rational?

Die Aufgabenstellung des Gestalters liegt eindeutig im Bereich der künstlerischen, nicht der verbalen Erlebnisartikulation. Sie ist zugleich emotional und rational bestimmt. S. Langer stellt fest: »Gefühl muss irgendwie an Erkenntnis und Verstehen teilhaben.«³⁶ Wenn H. Meyer fordert, Architektur solle »affektfrei sein«³⁷, so übersieht er nicht nur eine Eigenart der präsentativen Symbolik, sondern er bedroht auch den psychischen Rückhalt des »Affektwesens« Mensch. Selbst ein

Versuch, die Affektfeindlichkeit des Funktionalismus mit S. Freuds Satz »Wo Es ist, soll Ich werden« zu legitimieren, wäre abwegig, denn diese Freud'sche Regel gilt – im Zusammenhang der Psychoanalyse gesehen – nur für bestimmte Aufgabenstellungen oder pathologische Phänomene, während sie der Funktionalismus unangemessen generalisiert. Grundsätzlich ist beides wichtig: Gesunde emotionale Beziehungen sind die Voraussetzung der rationalen Leistungsfähigkeit – und umgekehrt. Es wäre verhängnisvoll, eine prinzipielle Austauschbarkeit von Rationalität und Emotionsalität zu vermuten. Vielmehr müssen wir die Kompetenzverteilung klären. Nur bei Kompetenzüberschneidungen entsteht ein partieller Widerspruch: Wer Liebe rational betrachtet, ist ebenso im Irrtum wie derjenige, der Mathematikaufgaben emotional lösen will. Wer versucht, rational zu argumentieren, verbessert seine Überzeugungskraft, wer sich dagegen grundsätzlich weigert, sich von Gefühlen leiten zu lassen, wird psychisch krank. Wenn der Funktionalismus glaubte, mit affektfreier Gestaltung die rationale Auseinandersetzung mit der Realität erzwingen zu können, so muss dieses Argument umgekehrt werden: Emotionen, denen sich die gebaute Umwelt verweigert, können nicht einfach in Ratio umgewandelt werden. Das wäre ein naiver Plausibilitätsschluss. Viel eher vergiften sie die verbale Auseinandersetzung mit der Umwelt.

Die emotionale Erlebnisverarbeitung

Bei der symbolischen Erkenntnis-Artikulierung muss der Gestalter Emotionen bewusst einbeziehen. Gestaltung ist ein Bereich, in dem Gefühl keine ›Schande‹ ist, d. h. in dem das Gefühl die realitätsgerechte Orientierung vermittelt, denn ohne emotionale Beteiligung verlieren wir jene Sensibilität, die uns allein die präsentativ symbolische Dimension der Erkenntnisgewinnung erschließt. Umweltgestaltung ist darüber hinaus mitverantwortlich für unsere emotionale Sicherheit; sie muss gefühlsbetont sein, um eine tragfähige Basis für alle höheren, rationalen Leistungen zu schaffen.

Zur Entwurfsmethodik im Bereich der Symbolgestaltung

1. Zieldefinition, d. h. welche Bedeutungen soll das betreffende Produkt vermitteln? (Wertkonzeption)
2. Definition der Zielgruppe
3. Bestimmung des optimalen Wahrnehmungsangebots in Abhängigkeit von der Gebrauchs- bzw. Aufmerksamkeitsdauer.
4. Entwurf. Abgesehen von gewissen Erfahrungen der eigentlichen Symbolik können Symbolbedeutungen nicht synthetisch zusammengesetzt werden. Die wichtigste Leistung der Symbolschöpfung besteht darin, sich mit dem Inhalt der Symbolaussage zu identifizieren, »denn die Art und Weise, wie wir unsere Umwelt gestalten, ist ein Ausdruck unserer inneren Verfassung« (J. v. Uexküll). Die erst im Nachhinein kontrollierbare Symbolartikulation verlangt vom Gestalter:
 - »Intelligenz
 - Lebenserfahrung
 - Weite der Interessen
 - Einsicht in das eigene Wesen
 - künstlerische Einstellung und Begabung«³⁸

5. Kontrolle der Symbolaussage. Die tatsächliche Symbolaussage des Produkts muss durch repräsentative Assoziationstests bestimmt und mit den Zielvorstellungen (Punkt 1) verglichen werden.
6. Kontrolle des optimalen Wahrnehmungsangebots. Nach längerer Gebrauchsdauer sollte das Wahrnehmungsangebot kontrolliert werden, um Erfahrungen für spätere Entwürfe zu sammeln.

5. EMOTIONALE BEZIEHUNGEN

Sollte Gestaltung affektfrei sein?

»Es scheint, dass nur das menschliche Umwelt werden kann, was der Mensch emotionell erfahren, in der Terminologie der Psychoanalyse: was der Mensch mit Objektlibido besetzen kann.«³⁷ A. Mitscherlich formuliert mit dieser These die Gegenposition zur funktionalistischen Auffassung, nach der »Gestaltung affektfrei sein sollte«³⁷. Affektfeindlichkeit steht auch hinter der Forderung von A. Loos, Kunst und Gebrauchsgegenstand voneinander zu trennen. »Denn Poesie wird dabei als das eingeschätzt, was sie ist: Frucht einer emotionalen Leistung, einer libidinösen Investition. Dementsprechend wird der Kampf für die reine Zweckbestimmung hier folgerichtig als Kampf gegen jedes libidinöse Engagement geführt. Man muss sich aber klar machen, dass damit zugleich die emotionale Bezogenheit von Mensch und Umwelt aufgelöst wird. Die emotionale Isolierung des Individuums von seiner Umwelt erweist sich jedoch als ein Symptom, dessen pathologische Natur leicht aufzudecken ist.«³¹ Den Schlüssel dazu liefert das in der Psychoanalyse erarbeitete Verständnis emotionaler Besetzungen: die Libidotheorie.

Objektbesetzungen als Bedürfnis

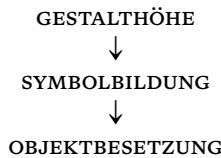
»Wir haben in unserem seelischen Apparat vor allem ein Mittel erkannt, welchem die Bewältigung von Affekten übertragen ist, die sonst peinlich empfunden oder pathogen wirksam würden. Eine solche Verarbeitung von Affekten geschieht mittels realer oder imaginärer Objekte«³⁹, d. h.: (Libidinöse) Objektbesetzungen entsprechen einem fundamentalen menschlichen Bedürfnis.

Die Versagung der Libido ist ein pathogenes Moment

Zum Wesen eines Bedürfnisses gehören die Folgen seiner Versagung. Es gilt daher zu klären: Was geschieht beispielsweise unter Bedingungen, die den Besetzungsorgang beeinträchtigen? Was geschieht, wenn die Umwelt unsere Gefühle zurückweist, wenn sie keine komplexen Figuren mehr aufweist, in denen sich Libido einlagern kann? Zunächst entsteht Unlust. Unlust infolge Libidostauung ist – wie Unlust überhaupt – Ausdruck erhöhter Spannung. Ungesund ist, wenn sie zum Dauerzustand wird oder wenn sie ein gewisses Maß übersteigt. »Es ist ein pathogenes Moment, wenn man infolge Versagung nicht lieben kann.«³⁹ Nicht lieben zu können, ist ein zentrales Symptom jeder Neurose. Versagungen im Bereich der Umwelt stellen sich dagegen meist weniger dramatisch dar. Die Bedeutung der Umweltgestalt findet ihre Entsprechung im psychischen Geschehen vor allem unterhalb des traumatischen Schwellenwerts. Die meisten Menschen sind imstande, libidinöse Versagungen der Umwelt zu ertragen; sie sind dann zwar weniger glücklich, aber sie werden nicht

krank. Wo die libidinöse Unterbesetzung der Umwelt doch zum Trauma wird, da ist zu vermuten, dass die Umweltversagung zum Zünglein an der Waage einer ähnlich gelagerten neurotischen Entwicklung geworden ist. »Denn eine Person erkrankt nur dann neurotisch, wenn ihr Ich die Fähigkeit eingebüßt hat, die Libido irgend-wie unterzubringen.«⁴⁰ Aber es hängt immer von der Qualität der Libido und von der Möglichkeit, sie zu befriedigen und durch Befriedigung abzuführen, ab, ob ein Mensch überhaupt an einer Neurose erkrankt.«⁴¹

Gestalthöhe ist die Voraussetzung der libidinösen Besetzung



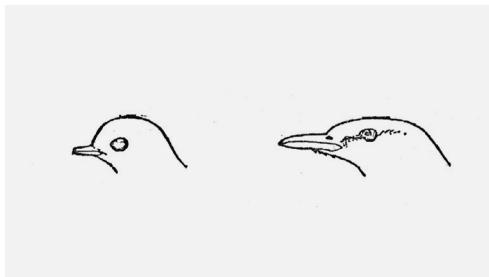
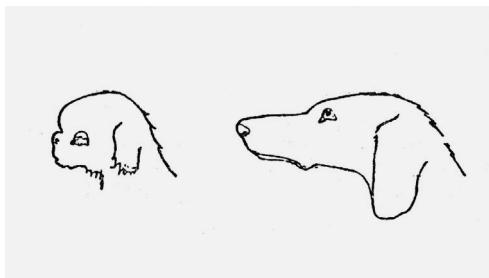
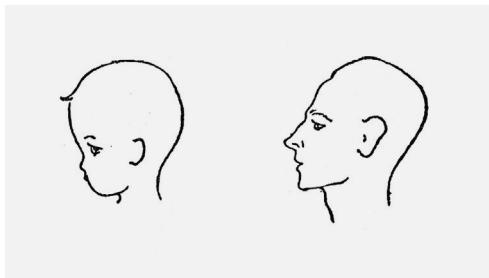
Bisher steht zweierlei fest: Symbolbildung wird durch komplexe gute Figuren ange- regt (s. **Visuelle Bedingungen der Symbolschöpfung**) und: die präsentative Symbolik bestimmt sich aus ihrer Nähe zur Emotionalität (s. **Symbole**). Gestalthöhe ist daher die notwendige Voraussetzung zur emotionalen Besetzung der Umwelt, zur Objekt- besetzung. Präsentative Symbole dienen dabei als Energieträger der Libido, denn Libido als Energieform kann sich nur in Symbolen konkretisieren.

Gestaltmerkmale

Im Rahmen der Libidotheorie gibt S. Freud einen impliziten Hinweis auf Gestalt- merkmale, mit deren Hilfe emotionale Beziehungen erleichtert bzw. vertieft werden können: »Das erste Sexualziel ist die Mutterbrust, welche das Nahrungs- bedürfnis des Säuglings befriedigt. Im Akte des Lutschens macht sich die beim Saugen mitbefriedigte erotische Komponente selbständig, gibt das fremde Objekt auf und ersetzt es durch eine Stelle am eigenen Körper. Die weitere Entwicklung hat das Ziel, das Objekt am eigenen Körper wiederum gegen ein fremdes Objekt zu vertauschen.«⁴⁰ Die prägende Objekterfahrung Mutterbrust – eigener Körper wird zum Modell aller künftigen libidinösen Besetzungen: »Objektfindung ist eigentlich eine Wiederfindung.«⁴²

»Brutpflege«

Ein anderer Aspekt emotionaler Beziehungen ist die Brutpflege. K. Lorenz⁴³ sieht in dem »Kindchen-Schema« einen Schlüsselreiz, der auch beim Menschen geeignet sei, einen »Pflegeinstinkt« auszulösen. Dadurch erklärt er die Tatsache, dass Kinder- gesichter aufgrund bestimmter Gestaltmerkmale zu Sympathieverhalten anregen. Beide Impulse, das erotische wie das Brutpflegeverhalten, zielen auf die emotionale Besetzung ähnlicher Gestaltmerkmale. Das Ineinander der beteiligten psychischen Tendenzen braucht jedoch in diesem Zusammenhang nicht entwirrt zu werden: Beide zusammen liefern die Grundlage zur vierten und wichtigsten Anti-Obso- leszenz-Regel, denn die emotionale Besetzung eines Konsumgegenstands gehört zu den wichtigsten Bedingungen für langfristigen Gebrauch – nämlich dann, wenn keine materielle Not mehr besteht.



19 Kindchen-Schema

AOR. 4

In dem Maße, in dem sich der Konsum dem Diktat der materiellen Not entzieht, wird die emotionale Besetzung zum entscheidenden Kriterium für Gebrauchsduer. Solche emotionalen Besetzungen beruhen auf einer Disposition zur Symbolschöpfung: auf ›ausreichender‹ Komplexität bzw. Gestalthöhe. Sie werden erleichtert, indem großflächige und scharfkantige Strukturen aus ›kaltem‹ Material vermieden werden.

Emotionale Beziehungen können sehr dauerhaft sein

Selbst komplexe und mehrdeutige Figuren verlieren mit der Zeit ihren subjektiven Informationsgehalt und damit unsere Aufmerksamkeit und Zuwendung. Libidinöse Besetzungen dagegen können sehr dauerhaft sein. Zum Beispiel: das sogenannte Erbstück. Obwohl sein subjektiver Informationsgehalt längst gegen Null geht, bleibt ihm die Rumpelkammer erspart. Es verdankt dieses Schicksal vor allem seiner libidinösen Besetzung; befriedigende Erlebnisse werden mit ihm verknüpft, Kindheitserinnerungen ›hängen daran‹. Mit der Zeit wurde es zum Speicher vieler Emotionen. Der Augenkontakt mit dem Erbstück hat schon lange keinen Informationsfluss mehr zur Folge: Er liefert ›nur‹ noch das Signal zur Libidoresonanz. Während der Informationsstrom vom Wahrnehmungsangebot über die Perzeption in unseren Datenspeicher (unser Gedächtnis) fließt, sich erschöpft, wird das psychische Bedürfnis nach Libidoabfuhr, wie fast alle Bedürfnisse eines lebenden Organismus, nach jeder

Befriedigung neu reproduziert. Dies erklärt die emotionale Dauerbesetzbarkeit von Objekten. Nur als Kontaktstellen der Libidoresonanz gewinnen Konsumgüter die langdauernde Zuwendung des Konsumenten. Eine gewisse Anzahl von Dauerbesetzungen ist zudem zur gesicherten Bedürfnisbefriedigung erforderlich; sie gehören zum Grundstock jeder Verhaltens- bzw. Selbstsicherheit.

Die Identifikation

Eine von der Objektbesetzung abweichende Form emotionaler Beziehungen ist die Identifikation. »Anfänglich, in der oralen Phase des Individuums, sind Objektbesetzungen und Identifizierung wohl nicht voneinander zu trennen.«⁴⁴ Später unterscheiden sie sich dadurch, dass bei der Identifizierung der Impuls des ›Besitzwollens‹ fehlt. Identifizierung ist nach S. Freud die »ursprünglichste Form der Gefühlsbindung«⁴⁴. Als entscheidendes Instrument der Ich-Bildung »ist sie nicht simple Imitation, sondern Aneignung«⁴⁵. Indem ich mich beispielsweise mit einer Stadt identifiziere, setze ich ein ganzes Bündel emotional verbindlicher Orientierungsdaten in meine Verhaltenssteuerung ein; denn ein ›Stadtbild‹ ist nichts anderes als das ins Symbolische übersetzte Wertverhalten einer regionalen Gemeinschaft: Sie ist es, mit der ich mich im Grunde identifiziere. Identifikation ist jedoch auch differenzierungsfähig, »sie ist oft partiell, höchst beschränkt, indem sie nur einen einzigen Zug von der Objektperson entlehnt«⁴⁴. Auf diese Weise kann sich das soziale Verhalten aus den verschiedensten Identifikationen zusammensetzen, Rollen können kombiniert werden. Das Medium dieser Prozesse ist jedoch in jedem Fall die präsentative Symbolik, denn nur präsentative Symbole haben die erforderliche doppelte Kapazität: Sie können neben der Information auch die dazugehörigen Affekte vermitteln.

Die Relevanz der Identifikation

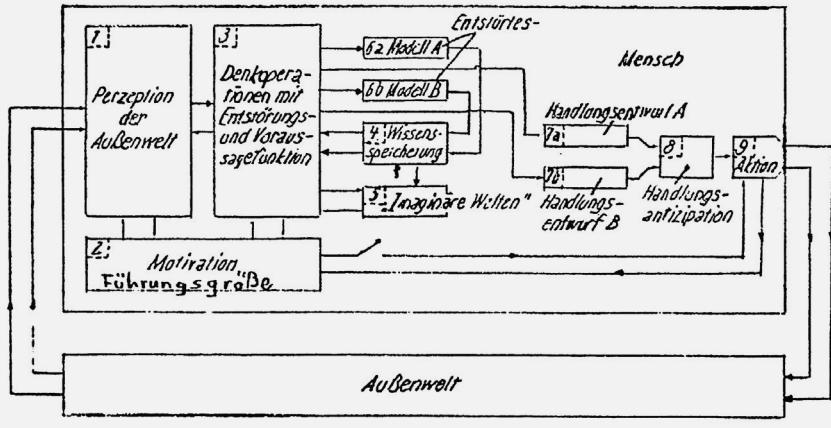
»Das Konzept der Identifikation, das von Freud im Rahmen seiner Neurosenlehre entwickelt und dann auf das ›normale‹ Seelenleben übertragen wurde, ist von weitreichender Bedeutung für das Wirkungsgeschehen der Massenkommunikation, da viele der gewünschten Änderungen nur durch Identifikationsprozesse zu gestalten sind. Dabei steht die Identifikation primär im Dienste des Strebens nach einer Stärkung des Ichs.«⁴⁶ Die Produktgestaltung ist im Allgemeinen noch weit davon entfernt, Identifikationsprozesse zu planen, ihre Chance mit klaren Zielvorstellungen zu nutzen. Dabei besitzt gerade die Umweltgestaltung einen beträchtlichen ›Marktanteil‹ am präsentativ-symbolischen Kommunikationsgeschehen.

Gestaltmerkmale

Identifizierungsprozesse werden durch die gleichen Gestaltmerkmale gefördert, die auch zur Objektbesetzung führen. Wir identifizieren uns vorzugsweise mit Objekten, die uns in gewisser Hinsicht ähnlich sind, oder die unserem Ich-Ideal entsprechen.⁴⁷

↳

- 1 J. Böttcher, H. J. Eggerschwieler, H. Ehses, J. Gros, J. Küttel, S. Maser, G. Wiesenfarth: Zwischenbericht der Arbeitsgruppe Freizeit. Ulm SS 1970
- 2 H. Berndt: Referat ARPUD 70, Dortmund 1970
- 3 H. Kahn, A. Wiener: Ihr werdet es erleben. Düsseldorf 1968
- 4 A. H. Maslow: Motivation and Personality, New York 1954
- 5 G. W. Allport, in: Die Motivation des menschlichen Handelns, H. Thomae Hrsg., Köln, Berlin 1965
- 6 S. Freud: Bildende Kunst und Literatur. Studienausgabe Bd. X, Frankfurt 1969
- 7 P. R. Hofstätter: Fischer Lexikon Psychologie, Frankfurt 1957
- 8 D. Katz: Gestaltpsychologie, Basel, Stuttgart 1961
- 9 G. Klaus: Wörterbuch der Kybernetik, Frankfurt 1969
- 10 R. Arnheim: Kunst + Sehen, Berlin 1965
- 11 R. Berlyne: Conflict, Arousal and Curiosity, New York 1959
- 12 A. Rapaport und R. Kantor: Komplexität und Ambivalenz in der Umweltgestaltung, Stadtbauwelt 1970/Heft 26
- 13 Hevelka, in: Die Motivation des menschlichen Handelns, H. Thomae Hrsg., Köln, Berlin 1965
- 14 H. Erke: Optimierung im Grafik-Design, in: form 52, Opladen 1970
- 15 H. Ehses, G. Wiesenfarth: Die formelmäßige Erfassung von Gestalthöhe und Gestaltreinheit geht auf eine ausführliche, aber noch unveröffentlichte Untersuchung zurück.
- 16 G. D. Birkhoff: Einige mathematische Elemente der Kunst, Stuttgart 1968
- 17 A. Mitscherlich: Krankheit als Konflikt, Studien zur psychosomatischen Medizin 1
- 18 B. Zeigarnik: Über das Behalten von erledigten und unerledigten Arbeiten, Psychol. Forschung 9, 1927
- 19 S. Freud: Ges. Werke Bd. VI
- 20 S. Kreithler: Symbolschöpfung und Symbolerfassung München, Basel 1965
- 21 C. Rycroft: Intern. Journal of Psychoanalysis, 37, 1956
- 22 J. Piaget: Psychologie der Intelligenz, Zürich und Stuttgart 1956
- 23 S. Langer, zitiert nach A. Lorenzer: Kritik des psychoanalytischen Symbolbegriffs, Frankfurt 1970
- 24 A. Lorenzer: Kritik des psychoanalytischen Symbolbegriffs, Frankfurt 1970
- 25 G. Mead, zitiert nach 24
- 26 Ritchie, zitiert nach 24
- 27 Spinoza, zitiert nach 1
- 28 D. Beres, zitiert nach 24
- 29 A. Lorenzer: Sprachzerstörung und Rekonstruktion, Vorarbeiten zu einer Metatheorie der Psychoanalyse, Frankfurt 1970
- 30 H. Hartmann, E. Kris, R. Löwenstein, zitiert nach 20
- 31 A. Lorenzer, in: Architektur als Ideologie Frankfurt 1969
- 32 L. Kubie: Neurotische Deformation des schöpferischen Prozesses, Hamburg 1966
- 33 C. G. Jung, zitiert nach 20
- 34 G. Rühm: Gesammelte Gedichte und visuelle Texte, Hamburg 1970
- 35 Th. W. Adorno: Ohne Leibbild, Frankfurt 1967
- 36 S. Langer, zitiert nach 31
- 37 H. Mayer, zitiert nach 31
- 38 Nach P. R. Hofstätter korrelieren die genannten Eigenschaften mit der Richtigkeit des ersten Eindrucks.
- 39 S. Freud: Ges. Werke Bd. X
- 40 S. Freud: Ges. Werke Bd. XI
- 41 S. Freud: Ges. Werke Bd. XII
- 42 S. Freud: Ges. Werke Bd. V
- 43 K. Lorenz: Über tierisches und menschliches Verhalten, Bd. 2, München 1965
- 44 S. Freud: Ges. Werke Bd. XIII
- 45 S. Freud: Ges. Werke Bd. II/III
- 46 »Look Out« 5, Studienhefte, Berlin 1970
- 47 Disney's Trickfilme beispielsweise wären reizlos, wenn es uns nicht mühelos gelingen würde, uns mit einzelnen Figuren zu identifizieren. Die Wirkung ist geplant: Einmal werden menschliche Züge stark betont oder karikiert, zum anderen entsprechen nahezu alle Figuren dem Kindchenschema.
- 63 Möglicherweise ließe sich auch eine Präzisierung der Probleme, die bei der präsentativen symbolischen Kommunikation auftreten, durch die Verwendung informationstheoretisch kybernetischer Modelle erreichen. Erster Ausgangspunkt dafür könnte das folgende Grundschema sein. 20
- Eine zentrale Frage in dieser Sicht hieße dann: In welcher Art und Weise wird die vom Perzipienten empfangene Information semantisch belegt, d. h. mit präsentativen Symbolen besetzt? Oder anders formuliert: Wie heißen die Korrespondenzregeln, nach denen die Belegung von Trägerelementen durch präsentative Symbole erfolgt? Die empirische Erforschung solcher Zusammenhänge setzt eine gewisse Vorklärung von Begriffen voraus: Es gilt, den Begriff der Empfindung abzusetzen vom präsentativen Symbol, gleichzeitig muss dieser Symbolbegriff vom Zeichenbegriff im Sinne von Ch. S. Peirce und G. Klaus unterschieden werden. Genauso wichtig ist die Klärung von möglicherweise bestehenden Übergängen zwischen dem präsentativen Symbol und dem Zeichen im Sinne der allgemeinen Semiotik. Damit könnte auch deutlich werden, welche Funktion diesem Symbol im Aufbau des Erkenntnisprozesses zukommt.



20 Grundschema eines funktionellen Modells des operationalen Denkens (zum Teil in Anlehnung an S. Goldman), aus: H. Stachowiak: Denken und Erkennen im kybernetischen Modell, Wien - New York 1965.